

Rom's Kirchen.

Die Kirchen sind zweifelsohne der herrlichsten Gegenstand des Interesses, um nicht zu sagen der Neugier in Rom. Sie sind die Verkörperung der römisch-katholischen Idee, der Geschichte und tausendjährigen Ueberlieferung Roms. Viele der bemerkenswerthen Kirchen Roms liegen außerhalb, einige innerhalb der Mauern. Die gewöhnlichen Pfarrkirchen, deren es 365 gibt, je eine für jeden Tag im Jahre, sind über die ganze Stadt verstreut, und bezeugen die Sorgfalt, mit der man darauf bedacht gewesen ist, den Bewohnern Roms die Religion bis an die Thüre zu bringen, und es einem Jeden möglich zu machen, die vorgeschriebenen gottesdienstlichen Handlungen zu vollbringen. Aber auch von ihnen sind einige neben den sogenannten Basiliken, sei es ihrer Bauart, der Reliquien und Kunstschätze halber, die sie enthalten, oder ihres Alters und der Stelle wegen, auf der sie stehen, oder durch die geschichtlichen Erinnerungen und Ueberlieferungen, die sich an sie knüpfen, von hervorragendem Interesse.

Die sieben Basiliken sind die Hauptkirchen Roms. Man nennt sie so ihrer würdevollen oder eingebildeten Wichtigkeit mit der heidnischen Basilika halber, dem Gerichtsgebäude der Äthen. Sie sind: „St. Peter“, „St. Johann Lateran“, „St. Maria die Größere“, und „Das heilige Kreuz in Jerusalem“ innerhalb, „St. Paul“ außerhalb der Mauern. Alle diese Kirchen haben durch ihre Vertheilung mit Marmor und Gips, durch die bildhauerischen Schmuck ihrer Wände, durch die Menge der dargebrachten kostbaren Gaben der Gläubigen, durch den überall sich zeigenden vollendeten architektonischen Geschmack einen außerordentlich reichen Eindruck, aber während einige von ihnen die Einfachheit rohen Schmuckes zeigen, gewähren andere den Anblick der Ueberladenheit.

Es ist nur natürlich, daß ich die Beschreibung der vielen Anbetrachtungen in Rom mit jenem erhabensten aller Bauwerke, mit dem majestätischen St. Peter's Dom beginne.

Die St. Peter'skirche ist von jeher, seit in seiner besonderen Weise beschrieben worden, aber Niemand ist bis jetzt im Stande gewesen, ein auch nur einigermaßen annäherndes Bild davon zu geben. Handschriftlich ist in eigenhändigen großartigen Stilen, höchsten ein farbenreiches Bild, und Disraeli giebt in seinem letzten Roman „Cathair“ eine nur hier und dort herausragende, sehr phantastische Beschreibung. Ich werde nicht unternehmen, was so vielen schlagelassen ist, denn es ist ganz unmöglich, in Worten den geradezu unbeschreiblichen und verschönernden, ja widerwärtigen Eindruck wiederzugeben, den die Kirche in ihrer gigantischen Größe und Schönheit auf die Sinne hervorstößt.

Tritt man hinein, so sieht sie groß aus, aber nicht übermäßig groß — man sieht wohl sofort, daß man einen riesenhafte vor sich hat, aber erst nachdem man sie in ihren einzelnen Theilen gesehen und den Bau und den Zweck der Einzelheiten in architektonischer wie religiöser Hinsicht sich genau zum Bewußtsein gebracht hat und schließlich zum Verständnis des Zweckes des Ganzen gekommen ist, wird man überhäufigt von der Idee, daß das ein Werk von Menschenhänden ist. So groß, so wunderbar schön ist es in jeder Beziehung. Und wieder, sobald man sich von den Einzelheiten und ihrer Stellung zum Ganzen entfernt, findet man es ganz unmöglich, das Gefühl dieser wirklich vorhandenen Größe zurückzuwerfen, und das erste Gefühl des verminderten Staunens, einer gewissermaßen getäuschten Erwartung, gewinnt sich einem wieder auf, trotz besserem Wissen. Die St. Peter'skirche gehört ganz besonders zu den wenigen Dingen, welche gesehen werden müssen, um gewürdigt werden zu können. Deshalb habe eine Beschreibung zu versuchen, werde ich mich bemühen, Anhaltspunkte zu geben, aus denen Schlüsse gezogen werden können.

Der Zugang zum St. Peter's Dom geht durch einen Hof, eine Esplanade von freierhand geformt, offen an den entgegengesetzten Seiten. Durch die eine Oeffnung tritt man ein, an der gegenüberliegenden ist die Kirche. Dieser Hof umfaßt ungefähr sieben Acres, und wird von einem prachtvollen breiten Säulengange eingeflochten, der 61 Fuß hoch ist. Umgeben von Säulen aus Stein tragen die massiven Dächer, auf der sich einhundert und zwanzigtausend Marmorstatuen erheben. Das man den einseitigen Kreis dieses Säulenganges durchwandert, so hat man eine Axtel-Menge zurückgelegt, und die Kirche selbst hat eine Länge von mehr als einer Sechself-Meile und eine Breite von 372 Fuß Breite. Man stelle sich ein solches Riesengebäude vor, mit der Decke 153 Fuß über dem Fußboden. Die Mauern der Kirche selbst bedecken acht Acres.

Der Säulengang enthält 284 Säulen und 88 riehige Trägere; in der Kirche sind 748 Pfeiler, 290 Pfeiler, 390 Statuen, 46 Altäre und 27 Weihaltäre, 100 Beichteln in 21 verschobenen Stufen entgegengerichtet, und zahllose Grabsteine und herrliche Statuen der berühmten Männer der katholischen Kirche, hervorgegangen aus der Hand von Thorwaldsen, Canova, u. A.

Der Grundriß des St. Peter's Domes ist gerade noch einmal so groß, als der der St. Paulskirche in London. An jeder der Seiten befinden sich fünf Kapellen, von denen jede selbst eine herrliche Kirche von respektablem Größe ist und deren jede ihren eigenen Altar enthält. Der Dom hat im höchsten Durchmesser von 150 Fuß und von der Decke bis zum Zenith der Kuppel sind es im Zenith über 425 Fuß, die Laterne nicht mitgerechnet. Unter diesem wunderbaren Bogen steht in der Mitte der Baldaquin und darunter der 95 Fuß hohe, goldene und silberne, ob man hier die allgemeine Wirkung in's Auge faßt, oder die einzelnen Details, die prachtvolle Bronzearbeiten, den kostbaren Marmor, die Edelsteine, den Gold- und Silbergeschmuck, Tag und Nacht überstrahlt von hunderten von funkelnden Lampen — man wird versucht, zu sagen,

daß es ein Machwerk nicht von irdischen Händen sei. Unter dem Hochaltar ruhen die Gebeine des Apostels Petrus, davor, umgeben von ewigen Lampen, befindet sich in einer Nische die berühmte Knieende Statue des Papstes Pius VI. von Canova. Von all den bemerkenswerthen Bildwerken in der großen Basilika reicht keines an dieses heran in seiner Annäherung und dem Ausdruck erhabener Ruhe. Der Papst ist dargestellt in seiner Amtstracht, mit gefalteten Händen und dem Gesicht betend himmelwärts gekehrt.

Das Innere der Kirche ist reich an Monumenten und herrlichen Gemälden von der Hand der größten Meister, namentlich an den Altären der Kapellen und der vierhundert und fünfundsiebzig Fuß hohen Kuppel. Man kann hier die alten Meister in aufeinander ihren besten Originalen studiren, denn der Führer erzählt einem nicht immer, daß dieses herrliche Gemälde Original ist. Auch sind hier keine Kopien, die vermodert, noch haben, die bleichen und schimmeln, sondern durchweg unvergängliche Mosaiken von einer Kunst der Zukunft, die das Begriffsvermögen völlig übersteigt. Denn so vollkommen diese Copien in der Wirkung, wie im Detail der Ausführung erscheinen, so scharf und klar, und doch so hart in ihren Zügen, so wunderbar lebensfrisch im Ausdruck die Gemälde von der Gewalt des Pinsels, so wunderbar lebendig im Ausdruck die Unterlebensherablassung — tritt man ihnen nahe, so verlieren sie alle ihre Schönheit und allen Farbenschein und sehen fast aus wie rohe Mauerwerk aus cyclopischen Steinen. Welch einen Triumph in jeder Hinsicht feiert die Kunst in diesem Gebäude. In der Kuppel befindet sich die Mosaik-Gemälde der vier Evangelisten. Um nun eine Vorstellung der Größe des ungeheuren Gebäudes zu geben und zu zeigen, wie außerordentlich die Entfernungen sind, und wie ganz unmöglich es ist, solche Maße zu begreifen, will ich zwei Beispiele anführen:

Der Evangelist Lucas wird dargestellt, im Begriff zu schreiben, eine Feder in der Hand. Diese Feder ist sieben Fuß lang. Man stelle sich für einen Augenblick ein Gemälde vor, auf dem eine Schreibfeder sieben Fuß lang ist, von welcher ungeheurer Größe muß das Gemälde sein — doch wenigstens fünf Fuß hoch und zehn Fuß breit. Und doch erscheint einem diese Gemälde gar nicht groß, sondern es sieht sich an, wie irgend ein Bild von gewöhnlicher Größe in einer Kirche. Das andere Beispiel seien die Beiden am Eingang der Kirche, welche das Weltwasser enthalten. Sie sehen aus wie Weibsbilderchen von gewöhnlicher Größe. Zwei Cherubine tragen die Beiden. Man geht an ihnen ohne Staunen in der Entfernung vorbei. Aber wenn man ihnen nahe tritt, entdeckt man, daß das, was man für kleine Cherubine ansah, große Marmorstaturen von sieben Fuß Höhe und Riesenvergleichungen sind.

Dreihundert und fünfzig Jahre nahm der Bau des St. Peter's Domes in Anspruch, und vor hundert und fünfzig Jahren hatte er fünfzig Millionen Dollars gekostet. Seit jener Zeit sind manche kostbare Anbauten gemacht, und die jährlichen Unterhaltungskosten betragen \$30,000. Die St. Peter's-Kirche hat wahrscheinlich mehr gekostet, als alle Kirchen aller Confectionen in den vier Staaten zusammen genommen. Dieser große Tempel der Christenheit ist wahrlich eins der Wunder der Welt. Und doch ist man nicht verwundert noch erstaunt, weder wenn man ihn von außen betrachtet, noch durchdringt. Ich war einen Monat in Rom, und jeden Tag besuchte ich die St. Peter's-Kirche, um mich stets von Neuem an seiner Schönheit zu laben und jeden Tag neue Merkwürdigkeiten zu entdecken. Er erscheint groß, und doch lange nicht so groß, als er wirklich ist. In unerklärlicher Weise vermindern sich seine Dimensionen, trotzdem man sie kennt, und die Erkenntnis seiner Größe ist mehr eine Sache des Verstandes, der Schlussfolgerung, als des Einducks. Jedenfalls ist die St. Peter's-Kirche die bei weitem interessanteste Gebäude in Rom — so hoch Interesse einem auch die anderen Basiliken abgewinnen.

Wenn die St. Peter's-Kirche als ein großer Tempel der christlichen Kunst erscheint, so ist die Kirche di San Giovanni in Laterano ein großer Tempel der römisch-katholischen Kirche, und die St. Paulskirche außerhalb der Mauern ein großer und würdevoller Tempel des lebendigen Gottes. Vielleicht ist der von mir hier zwischen diesen drei Kirchen gezogene Unterschied zum Theil hervorgerufen durch die Umstände, unter denen ich sie besuchte, und die sich mir aufdrängenden Gefühle. In der St. Peter'skirche wurde mein Geist hauptsächlich gefesselt durch die darin enthaltenen Wunder der Kunst, in der Lateran-Kirche wurde ich gefangen genommen durch das großartige Ensemble der katholischen Kirche; denn fünfzig Kardinele, mehrere Erzbischöfe und zahlreiche Bischöfe hielten dort Hochamt, und der Schmelz der Kirche steht in vollem Einklang mit einem solchen Pomp. In der St. Paulskirche waren ich und meine Begleiter die einzigen Besucher, die ich sehen konnte, und ich war ganz in der Stimmung, den Eindruck der erhabenen Einfachheit ihrer grauen Säulen und himmelstiegender Gewölbe, deren schmaler Schmelz in ihrer Schmelzlosigkeit besteht, auf mich einwirken zu lassen.

Die St. Paulskirche ist hauptsächlich berühmt, weil sie angeblich über der Stelle erbaut ist, wo der Apostel Paulus bestattet wurde, und seine Gebeine ruhen unter dem Hochaltar. Sie wurde ursprünglich von Constantian dem Großen gebaut, und war vor dem Einstürzen der St. Peter'skirche wohl die schönste Kirche der Welt. Sie enthält einhundert und achtunddreißig Säulen, vielen antiken Bauteilen, aus griechischem Marmor, ägyptischem Granit und Porphyrt, und ist auch in anderer Hinsicht von großer Pracht. Besonders interessant sind die aus dem Jahre 440 stammenden Mosaiken, welche den Eroberer und die 24 Ältesten der Apostolische darstellen, ferner die Mosaikgemälde der Apostel Petrus und Paulus, und die Gemälde aller Päpste. Die letzteren wurden

in den großen Mosaikwerkstätten des Vatikan gefertigt und sind große Kunstwerke. Das Gewölbe der Kirche ruht auf neunundachtzig riesigen Säulen von grauem Granit, der in Nord-Italien gebrochen, den Rio hinab gefloßt, und dann per Schiff nach Rom gebracht wurde.

Es ist unmöglich, eine eingehendere Beschreibung der hauptsächlichsten Kirchen Roms auch nur zu versuchen, aber ein höchst merkwürdiges und interessantes Gebäude kann ich nicht übergehen — die St. Clements-Kirche. Sie ist von allen alten Basiliken Roms am besten und zwar ganz nach dem ursprünglichen Bauplane erhalten. Unter ihr, unter der Erde, ist die ursprüngliche Kirche, deren Hieronymus im dritten Jahrhundert Grundriss hat. Die Gemälde, mit welchen Gaudian I. sie schmückte, sind noch sichtbar. Im Jahre 1034 wurde sie von Robert Guiscard nahezu zerstört und im Jahre 1108 ließ Paphis II. die jetzige Kirche über der alten erbauen. Unter der alten aber ist eine dritte Kirche, in vollkommen erhaltenem Zustande, mit Altären, Gemälden und allem Zubehör.

Und unter dieser, 70 Fuß unter der Oberfläche, befinden sich noch ausgemauerte Räume, in denen ein Mithras Altar entdeckt wurde, und die zweifelsohne bis zu den Zeiten der römischen Republik zurückzuführen.

Von nicht geringem Interesse ist die Santa Scala, die heilige Treppe. Sie zeigt, wie aufrecht die Vierung ist, welche die Katholiken den Gegenstand entgegenbringen, welche durch tragen, welche Verbindung mit dem Leben Christi gefestigt sind. Die heilige Treppe führt nämlich die Treppe vom Hause des Pilatus hin, welche durch die Mutter Constantian's von Jerusalem nach Rom verbracht wurde und seit der Zeit, fünfzehnhundert Jahre lang, ein Gegenstand der besonderen Verehrung seitens der katholischen Kirche gewesen ist. Der Anblick der Treppe, namentlich an Freitagen während der Fastenzeit und besonders am Charfreitag, mit den Tausenden, welche im Jüdel der Welt mit verblenden frecken bedeckten Gewölbe auf den Knien hinaufsteigen, — denn Niemand darf die heilige Treppe mit den Füßen berühren — ist ein höchst malerisches. Auch außer man, als er zum zweiten Mal nach Rom vorgeladen wurde, um die heilige Treppe zu befeigen. Langsam rutschte er Stufe für Stufe des harten Steines hinauf, in dem die Knie der Reueigen und Pilger tiefe Spuren hinterlassen haben. Aber als er bald oben war, sprang er plötzlich auf, erhob sein Antlitz himmelwärts, wandte sich um und flog langsam die Treppe wieder hinab.

Die Landpartie nach'n Trunewald. Mutter voran! „Rind muß sie fragen!“ Dann kommt der Mann, Der zieht'n Wagen! Dann kommen noch Sechs bis sieben Jöhren; — Ja, schredlich sich Lehmann's vermehren! — Es nu erreicht Trunewalds, Jedes Jöhr zieht Trunewalds Freide: Mutter paßt aus Solldie Stullen, Wärgen zum Schmaus: Jöhr's Kitzapullen! Nu wird jekant, Man hört es knirschen! Nun dert's Papier Ringum das Waldmoos, Und dann geht hier Lust'ges Spiel bald los! Kindergeheire! Jubeln und singen! Auch Jankerei, Tansen und springen! — Sonne sie sinkt! — Wie sie gekommen Wird und bedingt Abchied genommen: Mutter voran, „Rind muß sie fragen!“ Lehmann kommt dann Vor'm Kinderwagen! Dann kommen noch Sämmtliche Jöhren, Und eines laßt Klagen hören! Nante ist's o! Nemeis prächtig! Rindgen und Milch! Ja, det's prächtig! Nante er brüllt: „Hu! Mutter, Mutter!“ Vater wird wild, Bald heißt er Hau! M! „S bist aber nie! Nemeis prächtig! Rindgen und Milch, Pein unermesslich! — Schreier der Nacht, Dede die Armen! Nemeis ach! Habe Garmaken! Da dert's Papier Sandjehaibe! M! Lehmann's, Jöhr Zu Garm Leide M! Jöhr ist fort! Markt Garm die Lehre: Selbst det's Jernigste M! und che!

— Im Zenith der Seligkeit. Dame des Hauses: Herr Lehmann, wie amüsiren Sie sich bei uns? Gut? — Lehmann: Unmöglich! — pyramidal! Ich möchte jeder Seilschleife um den Hals fallen!

— Angenehme Abwechslung. Erster Passant: Sehen Sie, dort fährt der Baron v. A. mit seiner Gemahlin. Die habe ich lange nicht gesehen; leben die denn noch hier in der Hauptstadt? Zweiter Passant: Allerdings, zuweilen. Sie leben nämlich theils im Unfrieden, theils hier in Berlin!

— Noch ein weiblicher Redacteur. Wir lesen in der „Sera-jewer“, „Boon, Boon!“, „Kraulen Milena Moravio, welche seit Bestehen unseres Blattes als Mitarbeiterin für dasselbe thätig war, ist nunmehr definitiv in den Verband der Redaction eingetreten.“

— Ged: Den möchte ich sehen, der es sich nicht zur Ehre rechnet, mein Gläubiger zu sein!

Bum-Bum.

Ein Lebensbild.

Der Nachfolger Barrin's in der Leitung des Theatre Francaise, Jules Claretie, hat bisher noch keine Gelegenheit gehabt, auf diesem neuen Felde seines Wirkens Lorbeeren zu sammeln. Er strebt daher eifrigsten nach, von dem früher erlangten Rufe eines geistvollen und originellen Schriftstellers nichts einzubüßen und denselben durch neue Leistungen noch mehr zu begründen, wozu seine beiden unter dem Titel „Jean Morinas“ erschienenen Novellen-Sammeln zweifellos beitragen wird.

Eine der ansprechendsten Stützen daraus, welche den obigen Titel führt, wird von der „Berl. Ber.-Ztg.“ folgendermaßen nachgeprägt:

Das blaße Kind lag still in seinem Bettchen und blühte mit seinen durch das Fieber unnatürlich vergrößerten Augen vor sich hin, mit der unheimlichen Starre jener Kranken, die bereits wahnsinnig, was die Gesundheit nicht sehen.

Seine Mutter sah am Fußende und verhielt gewaltig ihren Schmerz, um nicht laut aufzuschreien, während sie angstvoll und mit geisterter Fingern die Fortschritte der Krankheit auf dem abgemagerten Gesichtchen verfolgte. Auch der Vater, ein wahrer Arbeiter, brängte sich mit Aufbietung aller Kraft die Thüren zurück, welche ihm in die gerötheten Augen traten wollten.

Der kleine Franz, das einzige Kind von Jacques und Madeleine Legrand, zählte erst sieben Jahre. Wie war der allerliebste Blondkopf mit den rothen Wangen noch vor drei Wochen so lebhaft und lustig gewesen! Da hatte ihn plötzlich das Fieber ergriffen. Eines Abends hatte man ihn mit Kopfschmerzen und brennenden Händen aus der Kommodehülle nach Hause gebracht. Seitdem lag er dort in seinem weißen Bettchen, und zuweilen lagte er in seinen Fieberschüben, wenn er die kleinen, schöngewachsenen Schenkel sah, welche die Mutter sorgsam auf ein Brett in der Ecke des Zimmers gestellt hatte:

„Ihr könnt die Schenkel jetzt nun fortwerfen! Fränzchen zieht sie nicht mehr an, Fränzchen geht nicht mehr in die Schule, nie mehr!“

Dann fragte der Vater unwillig: „Willst Du wohl stille sein?“ Und die Mutter verwarf das blaße Gesicht in den Kissen, damit der kleine nicht weinen hören sollte.

Wieder war eine Nacht vorüber, und hell und klar drang das Licht eines schönen Junimorgens in das kleine Gemach in der Rue des Abbesses.

Das Kind hatte während der Nacht nicht phantasiert; aber seit zwei Tagen schon beunruhigte den Vater eine befremdliche Erregung und Niedergeschlagenheit an ihm, die fast einem Schmelz aufgeben gleich, als ob der lebendige Knabe bereits des Lebens überdrüssig wäre. Er war müde, still, traurig und wandte sich kopfschüttelnd auf dem Kissen hin und her, ohne etwas zu sich nehmen zu wollen. Kein Lächeln trat mehr auf seine kleinen Lippen, und die verklärten Augen blinnten trübend hervor, als ob sie irgend etwas in weiter Ferne zu sehen strebten.

„Dort oben viellleicht!“ dachte Madeleine schauernd. Wenn man ihm Medizin, Brustpflaster oder eine Tasse Suppe geben wollte, so wies er es zurück, wie Alles, was man ihm bot.

„Willst Du etwas, Fränzchen?“ „Nein, ich will nichts!“ „Wir müssen ihn um jeden Preis aus diesem Zustand herausbringen,“ meinte der Doctor; denn dieses bunte Vegetieren macht mich besorgt. Ihr müßt als Eltern Euer Kind am besten kennen, sucht also etwas aufzwingen zu machen, was den kleinen Körper wieder belebt und seine Seele, die schon nach oben strebt, auf die Erde zurückzieht.“

Damit war er gegangen. Ja, gewiß konnten sie ihn Franz, die braven Leute. Sie wußten, wie glücklich der kleine immer gewesen war, wenn sie ihn Comings in die freie Natur geföhrt hatten, wo er auf den Weiden Blumen abschnitten durfte, um nachher mit einem großen Strauß, auf der Schulter des Vaters sitzend, nach Paris heimzuführen, oder wenn er einmal das Kindertheater in den Champs-Élysées besuchen durfte.

Jacques Legrand hatte ihm allerlei Spielzeug gekauft, Silberbegen, deren Figuren er ausgehauen und nun auf dem Bett des Kindes tanzend ließ, um dies Lachen zu machen, während er selber am liebsten gemeint hätte.

Alle Mühe, aber war vergebens, der kleine blieb gänzlich theilnahmslos, und fragte man ihn: „Willst Du ein Pistol, einen Ball oder eine Armbrust?“ so antwortete er ganz kurz: „Nein!“

„Alles, was man ihm sagte oder versprochen, hatte er nur dies ewige: „Nein, nein, nein!“ so daß die Eltern sich ganz verzweiflungsvoll aufhieben. „Was möchtest Du denn aber nun haben, Fränzchen?“ fragte ihn endlich die Mutter. „Es muß doch irgend etwas geben, was Du dir wünschest. Sag' es mir doch, mir, Deiner Mama!“

Dabei beugte sie sich zu ihm nieder, und plötzlich sagte das Kind, indem es mit der Hand auf einen unsichtbaren Gegenstand deutete, zugleich bittend und beschließend:

„Ich will Bum-Bum!“ Die arme Madeleine schaute ihren Mann an, als wollte sie sagen: „Ist er damit sagen? Phantasiert er etwa wieder?“

Sie konnte sich nicht erklären, was der kleine mit seinem „Bum-Bum“ wollte, das er jetzt mit krankhaftem Eigenninn wiederholte:

„Ja, Bum-Bum! Bum-Bum! Ich will Bum-Bum!“

Da wurde auf dem rauhen Gesicht des Arbeiters ein glückliches Lächeln sichtbar wie das eines Verurtheilten, der plötzlich eine Möglichkeit der Befreiung wahrnimmt. Er wußte, was Fränzchen meinte, erinnerte er sich doch noch ganz genau an den Oesterreicht, wo er ihn in den Circus geführt hatte. Er hörte noch sein heulendes Lachen, als der prächtige Klotz auftrat, der einen goldenen Schmetterling auf dem Rücken hatte und

nun halb eine Stallmeister ein Bein stellte, einen Puzelbaum schlug oder die Spitze zu dem Kronleuchter emporwarf, um sie einen nach dem andern mit dem Kopfe aufzufangen, auf dem sie nun eine Pyramide bildeten. Bei jedem neuen Scherz aber wiederholte er sein „Bum-Bum!“, das oft von einem Wirbel des Drachens begleitet wurde.

So oft aber dies „Bum-Bum!“ erscholl, erdröhte jedesmal der ganze Circus von Beifall und Gelächter und der kleine Franz lachte mit am meisten. Diesen Allerwelts- Lustigmacher Bum-Bum wollte das Kind sehen, danach sehnte es sich, während es jetzt krank und ohne Kraft auf seinem Bettchen dalag.

Am Abend brachte Jacques Legrand ihm einen künftigen, mit Medaillons versehenen Klotz mit, der alle seine Glieder bewegen konnte und den er zu einem für seine Verhältnisse sehr theuren Preis in einer Spielwaarenhandlung erstanden hatte. Er hatte ja aber gern alle seine Ersparnisse hingegeben, um nur ein einziges Lächeln auf den bleichen Lippen seines Lieblings hervorzurufen zu können.

Fränzchen betrachtete auf einen Augenblick den Klotz, als der Vater ihn auf der Bettdecke seine Rünste machen ließ, dann sagte er traurig:

„Das ist nicht Bum-Bum! Ich will Bum-Bum sehen!“

„Ach Gott, hätte man ihn nur in seine Dede stellen und so in den besterleuchteten Circus tragen können, um ihn zu sehen! Da, sieh' hin! Das ging nun ja gar nicht an. Da kam dem ganz verzweiflungsvoll hin und herfindenden Vater endlich eine andere Idee. Er ging in den Circus, ließ sich die Adresse des Glouons geben und machte sich zu diesem auf den Weg. Bögernd und furchtbar nur lag er der Treppe in die Höhe, welche zu der Wohnung des „Artisten“ in einem Hause der Vorstadt Montmartre führten. Es war ja sehr heiß, was er thun wollte, aber kommen nicht Sänger und Schauspieler zu den vornehmen Herrschaften in die Salons, um dort zu singen oder eine Scene aufzuführen? Vielleicht ließ sich also auch der Glouon bewegen, dem kleinen Franz guten Tag zu sagen.

Wie würde Bum-Bum ihn wohl empfangen?

„Wer dort stand garnicht, Bum-Bum“, an der Thür war „Mr. Moreno“ zu lesen, und das elegante, mit Stahlstichen, Bildern und Kunstgegenständen geschmückte Ausgucktafel Gemach, in das man ihn führte, schien eher das Empfangs-Zimmer eines Arztes, Advokaten oder dergl. zu sein. Auch den Herrn, der ihn nach seinem Befehl begrüßte, erkannte er zuerst nicht und drehte verlegen seinen Fußbusch zwischen den Fingern. Endlich entschuldigte er sich stotternd und brachte dann kopfschüttelnd ein seltsames Verlangen vor, berichtete von der Krankheit seines Kindes und dessen schmelzigen Wunsch, den berühmten Bum-Bum noch einmal zu sehen.

„Er denkt an nichts anderes mehr“, schloß er, „er sieht Sie immer vor sich wie einen Stern, den er haben möchte und bewundern.“

Als er geendet hatte, war er blaß geworden und hatte große Tropfen auf seiner Stirn stehen. Er wagte es nicht, den Klotz anzuführen, der seinerzeit den Blick nicht von ihm wandte. Was würde Bum-Bum jetzt erwidern, würde er ihn für nützlich halten und an die Luft legen?

„Wo wohnen Sie?“ fragte Bum-Bum. „D, ganz in der Nähe, in der Rue des Abbesses!“

„Nun, dann kommen Sie. Ihr Kleiner will Bum-Bum sehen, und sein Wunsch soll erfüllt werden.“

Als die Thür sich öffnete, rief Jacques Legrand frohlich seinem Sohne zu:

„Nun ich zuhause, mein Junge, sieh, da ist Bum-Bum!“

Ein freudenschimmerndes Lächeln über das Gesicht des Kindes, es richtete sich aus dem Arm der Mutter in die Höhe und wandte den Kopf nach den beiden Eintretenden. Er schien einen Augenblick nachzudenken, wor der Herr neben seinem Vater da wohl sein möge, der ihm zu lagte, den er aber nicht kannte, und als man ihm nochmals wiederholte: „Da ist Bum-Bum!“ schüttelte er traurig mit dem Kopfe und legte sich wieder hin.

„Nein, nein, das ist nicht Bum-Bum“, sagte er, und seine großen, blauen Augen schienen in der Ferne die Gestalt mit den Goldstücken und dem goldenen Schmetterling zu suchen.

Der Glouon war nicht an das Bettchen herangekommen und richtete auf das Gesicht des kleinen Kranken einen nachdenklichen und mitleidigen Blick. Dann schaute er auf den ängstlich den Vorgang verfolgenden Vater und sagte lächelnd:

„Er hat Recht, das ist auch nicht Bum-Bum!“ Dann ging er.

„Ich werde Bum-Bum nicht mehr wiedersehen!“ flüsterte der kleine Franz schmerzlich. Da, — noch war keine halbe Stunde vergangen, — wurde plötzlich die Thür aufgerissen, und da stand er in seinem Circus-Gestüm, mit dem goldenen Schmetterling auf dem Rücken, der seinen Blick auf dem Kopf, und dem Alles mit fortgezeigten Zeichen auf dem weisgeputzten Gesicht: Bum-Bum, der echte Bum-Bum, der Bum-Bum des kleinen Franz war da!

Und das Kind in seinem weißen Bettchen mit vor Freude leuchtenden Augen lachte und weinte zu gleicher Zeit, lachte in seine mageren Händchen und rief:

„Das ist Bum-Bum, diesmal ist er's! Bravo, Bum-Bum! Guten Tag, Bum-Bum!“

Der Doctor heute wieder kam, fand er neben Fränzchen's Bett den Klotz mit dem weisgeputzten Gesicht, den das Kind immer und immer wieder so lachen machte und ihm dann, wenn er ihm seine Medizin reichte, sagte:

„So, nun nimm schon, Fränzchen, sonst kommt Bum-Bum nicht wieder.“

„Und das Kind tranf.“ „Nun, schmeckt nicht gut?“ „Seyr gut, — ich danke schön, Bum-Bum!“ erwiderte Fränzchen ganz glücklich.

Der Doctor, sagte der Glouon zu diesem, seien Sie nicht eifersüchtig; aber mir scheint doch, daß meine Gri-

maßen ihm ebenso gut gethan haben als Ihre Recepte!“

Der Vater und die Mutter weinten, aber diesmal vor Freude.

Und bis der kleine wieder ausgehen konnte, hielt täglich ein Wagen vor dem armenhüthigen Hause des Arbeiters in der Rue des Abbesses in der Vorstadt Montmartre, und jedesmal stieg ein in einem Mantel gehüllter Mann heraus, der den Krüger in die Höhe geschlagen hatte und darunter ein Circuslostin trug.

Als das Kind zum ersten Mal ausgehen durfte, fragte der Arbeiter mit zitternder Stimme den Meister Glouon:

„Was bin ich Ihnen nun schuldig, mein Herr?“

Dieser hielt ihm und seiner Frau die breiten herkulischen Hände hin und sagte: „Einen Händedruck!“

Dann preßte er zwei Küsse auf die wieder blühend gewordenen Lippen des Kindes und fügte lächelnd hinzu:

„Und die Erlaubnis auf meine Visitenkarten zu legen: Bum-Bum, Doctor, Alrobat und Leibarzt des kleinen Franz!“

Die Ziege.

Vergrößerte naturwissenschaftliche Tafel des berühmten Bildhauers.

Die Ziege, auch Geisbock, lateinisch Capra genannt, ist eines der bemerkenswerthen Thiere im Hausfauna der Natur und der Menschen, und liefert dem Menschen beinahe Alles, was er zum Leben notwendig hat.

Deshalb ist die Ziege auch allgemein geachtet und geachtet und wer es irgendwie kann, der schäft sich eine an, besonders auf dem Lande. Solche Leute, die Ziegen besitzen, nennt man Ziegenner und sieht dieselben ebenfalls überall außerordentlich beliebt. Sie benutzen die Ziege hauptsächlich zum Ziehen, wie dies ja auch schon der Name sagt, und zur Fabrication der Ziegenhaare oder Ziegenhaare, aus welchen sie sich dann ihre Häuser bauen.

Im Sommer jedoch, wenn es den Ziegen warm ist, so schlachten sie die jungen Ziegen, die sogenannten Zidelen, und machen aus deren Flehen die berühmte Zidelenwurst, woraus sie ihre Sommerfeste construirten.

Echon die alten Römer kannten das Ziegenfleisch, aus der Ziege (capra) die zu überaus geschätzten Kapern zu gewinnen, welche, in ihrer Form einer großen bunten Erbsen gleichen, eine geschmackvollste Delicatesse an allen römischen Tischen d'hoten waren. Jedoch nicht allein die Kapern verdankten wir der Ziege, sondern eines ihrer Hauptprodukte ist außerdem die Ziegenmilch (Ziegenmilch), jene dunkle Masse, durch welche der Kaffee und das Königreich Sagen einen so unendlich angenehmen Beigeschmack erhalten haben. Man pflegt daher in letzterem Lande die Ziege auch in ganz besonderer Weise, indem man ihr einen eigenen Wald zur ausschließlichen Benutzung angewiesen hat, den bekannten Ziegenwald. Aus diesem Walde gewinnt Sagen gleichzeitig die Mittel zu seiner Selbstvertheidigung, nämlich die Ziegenhaare.

Von den Menschen unterscheidet sich die Ziege im Wesentlichen dadurch, daß sie, wenn sie keine Hörner hat, ein Schaf ist, während der Mensch keine Schafhaarigkeit dadurch zu bekunden pflegt, daß er die Hörner aufweisen läßt; jedoch trifft dies nicht immer zu, es giebt auch Schafe ohne Hörner. Das heißt Unterchiedsmittel bleibt schließlich immer zwischen Mensch und Ziege, daß man Ziegen melken kann, während kein Mensch — aber das ist ja bekannt, weshalb ich meinen Aufsatz schließe.

Benutzung der Brenneffel.

Die Brenneffel, welche in dem schlechtesten Boden fortkommt, weder Wartung noch Pflege bedarf, große Hitze und strenge Kälte verträgt, ausdauernd ist und eine Höhe von 7 Fuß erreicht, ist für Menschen und Thiere von vielfachem Nutzen.

Sie läßt sich eben so wie der Hanf bearbeiten, und man macht aus ihr das edle Kesselfeld. Bei ihrer Reife, in der zweiten Hälfte des August, wenn die Blätter abgetrocknet anfangen, die Stengel gelblich oder dunkelroth erscheinen und der Saame leicht von der Hülle losgelöst, schneidet man sie mit einer Sichel nahe der Erde ab, zu welcher Zeit man sich wieder das Steden dieser Pflanze mit Handhaken versieht. Man breitet die abgetrockneten Stengel auf einer Weite aus und läßt sie ein Paar Tage trocknen; dann streift man die Blätter ab, reißt sie, bindet sie in Bündel und läßt sie 6 bis 7 Tage in klarem Fluß- oder Teichwasser weichen. Die fernere Behandlung ist wie beim Hanf, und die Resten läßt sich noch viel weiter als der Hanf verwenden.

Für die Ziegen, welche im Winter fleißig danach legen; eben diese Wirkung haben auch die trockenen und im Wasser getrockneten Blätter.

Kocht man noch so hartes Fleisch mit den Blättern der Nessel, so wird es weich, und rohes Fleisch zwischen diese Blätter gelegt, erhält sich länger als gewöhnlich.

Ueberhaupt sind die Blätter für das Vieh so nahrungreich als gehalt. Das Kesselfeld giebt bei solchem Futter eine gute Milch, es bekommt ein fetteres Fleisch und wird vor vielen Krankheiten geschützt.

Durch die Wurzeln der Nessel wird das Land haltbarer gemacht. Auch kann man mit diesen Wurzeln Eier, Garn u. s. schön gelb färben.

Von wegen seiner Verdienste. Warum ist denn der Herr Verlagsbuchhändler L. gedacht worden? — Weist, das ist wegen der Verdienste geschehen, die er an den Schriftstellern gemacht hat.

N a i v. Wohlthätigkeitsdame (zu Kleinen, die für ihre fränke Schwestern Suppe holen will): Liebes Kind, Du willst Krankenluppe haben? Deine Schwester ist aber gar nicht mehr krank. Ich habe sie gestern gesund auf der Straße gesehen. — Die Kleine: Ja, gesund ist meine Schwester schon, aber essen thut sie immer noch.

Die enthaltene Geisteschrift.

Albermas ist ein berühmtes spiritistisches Medium entlarvt worden, indem man einem Kunstfide, welches dasselbe mit Hilfe der Geister auszuführen vorgab, auf die Spur kam. Im „Hamburger Fremdenblatt“ finden wir hierüber folgenden Bericht: Vor Kurzem hat der Schriftsteller Karl Freiherr Du Prel in München, einer der eifrigsten wissenschaftlichen Vorkämpfer des Spiritismus, in der Zeitschrift „Nord und Süd“ erklärt, daß von einzelnen Medien Wunder verrichtet worden seien, die ohne Mithilfe der Geister rationell nicht zu erklären seien, namentlich sei das Kunstfide, auf zwei aufeinandergeklappten und versiegelten Schiefertafeln eine Schrift erscheinend zu lassen, ein „Wunder“, wie solches auch der geistigste Zaubermeister nicht fertig bringen könne. Seit circa zwölf Jahren geht Hr. Slade mit diesen Schiefertafeln auf Kunstreisen und war es auch, der durch dieses Kunstfide Kunstfide die letzten Zweifel bei Jöllner zu beseitigen wußte. Seitdem wurden die meisten Wunder der Medien als ganz gewöhnliche Zaubertricks-Künste entlarvt. Die Geisteschrift in den zusammengeklappten Tafeln blieb aber noch ein Räthsel. Auch dieses letzte Räthsel ist jetzt gelöst! Einer unserer Mitarbeiter, der „Allgemeine Kunstfide“-Schreiber, erbot sich, das Kunstfide-Kunstfide vor Augen jedes Medium sofort unter denselben Bedingungen nachzumachen, und richtete diese Aufforderung an Herrn Du Prel in München. In seiner Antwort erklärte sich dieser Gelehrte für befähigt, wenn Herr Schradieck vor Augen seine Behauptung beweisen konnte. Er verwies Herrn Schradieck auf dieses Spiritist, und namentlich auf Hr. Slade, der sich vor Kurzem einige Wochen hier aufhielt. Herr Schradieck war bereit, vor nach Slade vor denselben Zeugen und unter denselben Bedingungen das Kunstfide-Experiment zu machen.

Herr Schradieck wurde gleich am ersten Tage von Hr. Slade's Aufenthalt beseitigt in Begleitung eines Fremdenzuges, wahrhaftig, weil die hiesigen Freunde des Spiritismus nicht rechtzeitig vor dem Zauberkünstler gewarnt hatten. So gelang es Herrn Schradieck, das Kunstfide-Wunder betrachten zu können. Er kam, sah und — erbot sich dann später, das Kunstfide nachzumachen. Als Herr Schradieck's Herausforderung bekannt wurde, machte sich Herr Slade von hier aus dem Staube. Man brauchte aber Herrn Slade nicht in eigener Person vor sich zu haben, um ihn zu entlarven. Es existiren hier in Hamburg verschiedene aller Jöweil unparteiische und vorurtheilsfreie Leute, die das Kunstfide-Wunder angelaufen haben und sich dasselbe nicht erklären konnten. Mehrere dieser Zeugen sprachen bei Schradieck vor und erklärten schließlich, daß dieser das Kunstfide-Kunstfide unter denselben Bedingungen wie Slade vollendet dargestellt habe. Vier der Anwesenden, unter ihnen der Zauberkünstler, setzten sich an einen einfachen Tisch, der vorher genau untersucht worden und derselbe, den Slade benützt hatte. Der Zauberkünstler nahm in die rechte Hand eine unbeschriebene Schiefertafel, auf welcher ein kleiner Griffel lag. Dann mußten die Anwesenden ihre Hände auf die Mitte des Tisches legen, und Herr Schradieck selbst gab eine kleine Wunde. Nun hielt derselbe die Tafel dicht unter den Tisch, doch so, daß die Hälfte derselben mit der Hand des Zauberkünstlers den Anwesenden sichtbar blieb. Als bald ließ sich ein leises Geräusch hören, die Tafel wurde auf den Tisch gelegt, und mit deutlicher Schrift stand auf derselben die Antwort einer Frage, welche vorher auf die andere Seite der Schiefertafel ohne Kenntnis des Künstlers niedergeschrieben worden war.

Den schärfsten Beobachtern war es unentzählich, wie das Kunstfide vollbracht wurde, denn beide Hände des Zauberkünstlers, sowie die ganze Figur desselben waren bei hellem Tageslichte den Anwesenden sichtbar. Nachdem dasselbe Experiment mehrmals wiederholt, wurden zwei Schiefertafeln zusammengeklappt, nachdem vorher nicht ein Griffel, sondern drei, ein rother, ein weißer und ein grüner, hineingelegt worden waren. Die Anwesenden mußten die selbe Stellung wie früher einnehmen, aber diesmal hielt der Künstler die Tafel nicht unter den Tisch, sondern über dem Tisch in freier Luft. Allen sichtbar. Dasselbe unheimliche Geräusch ließ sich vernehmen, und als die Tafel auseinander genommen wurde, stand in rothen, grünen und weißen Schriftzügen auf der einen Tafel ein Satz, der vorher von einem der Anwesenden aufgeschrieben worden war. Der zweite Satz von Herrn Schradieck wurde, daß er das